

Damaris Nübling, Universität Freiburg, war 1998 eine Zeitlang Gastprofessorin an der Universität Linköping. Dort hatte GERMANISTEN Gelegenheit, an einem Seminar unter ihrer Leitung teilzunehmen. Zur Diskussion standen Thesen und Befunde aus der Habilitationsschrift der Seminarleiterin. GERMANISTEN freut sich, hier eine Kurzfassung dieser Thesen veröffentlichen zu dürfen.

Warum werden bestimmte Verben regelmäßig unregelmäßig?

Prinzipien und Funktionen der Irregularisierung

DAMARIS NÜBLING
Freiburg

1. Morphologisch natürlicher Sprachwandel als Regularisierung

Die meisten Sprachwandeltheorien betrachten morphologischen Sprachwandel primär als eine Regularisierung irregulär gewordener Formen. Als Ziel des Wandels werden homogene, transparente Paradigmen postuliert, deren Einzelformen möglichst baukastenartig organisiert sind, d.h. die Informationsabfolge sollte im Idealfall diskret und additiv strukturiert sein. Das wichtigste Mittel zur Herstellung dieses Zielzustands wird in der Analogie gesehen, also in der Orientierung an einem bestimmten vorbildhaften Muster. Der Grund, weshalb dieser Regularisierungsprozeß nie zum Stillstand gelangt, weshalb es also immer wieder zu Irregularitäten kommt, wird in der destruktiven Wirkung der Phonologie gesehen: Optimierungen auf der phonologischen Ebene setzen sich über die Morphologie hinweg und zerstören deren Ordnungsprinzipien. Als Beispiel dafür kann die schwedische Palatalisierung von [k]- vor Palatalvokal (außer [ɥ]) > [ç]- und von [g]- > [j]- angeführt werden: Bei *gå - gick - gått* [go: - jɪk(:) - got(:)] ist es nurmehr die Orthographie, die morpho-

logische Konstanz bewahrt hat; phonologisch ist es zu drastischen Anlautalternanzen gekommen. Doch läßt sich bis jetzt kein analogischer Ausgleich feststellen.

Einer der gegenwärtig wichtigsten analogischen Prozesse findet im Übergang starker bzw. unregelmäßiger Verben zu den schwachen bzw. regelmäßigen Verben statt, z.B. schwed. *simma - sam - summit* → *simma - simmade - simmat*. Im gegenwärtigen Deutschen sind es der Duden-Grammatik¹ 1995 zufolge rund 40 Verben, die sich in diesem Übergangsstadium befinden (s. auch Augst 1975, Bittner 1996). Intensiver hat sich die Natürlichkeitstheorie mit diesen Prozessen befaßt: Über sog. Natürlichkeitsprinzipien, die kognitiv motiviert sein sollen, beansprucht sie, die Richtung morphologischen Wandels prognostizieren zu können. Die wichtigsten universell präferierten Prinzipien sind die folgenden:

• **Konstruktioneller Ikonismus:** Basierend auf dem Markiertheitskonzept, das von den prototypischen Sprechereigenschaften ausgehend grammatischen (in unserem Fall verbalen) Kategorien umso weniger seman-

tische Markiertheit zuschreibt, je näher sie beim Sprecher liegen (Präsens, Indikativ, Aktiv, Affirmation, Singular etc.), wird als Ideal die Gleichschaltung von inhalts- wie ausdrucksseitiger Unmarkiertheit aufgestellt: Semantisch unmarkierte Kategorien werden auch formal unmarkiert (= merkmallos) symbolisiert, und umgekehrt sollten markierte Kategorien markiert (= merkmalhaft) kodiert werden. Tatsächlich wird universell das (semantisch unmarkierte) Präsens einfacher und kürzer kodiert als nichtpräsentische Tempora und der Singular weniger aufwendig als der Plural. Ähnliches gilt für Indikativ vs. Konjunktiv, Aktiv vs. Passiv und Affirmation vs. Negation usw. Was die Art der Symbolisierung betrifft, so sind segmental-additive Verfahren (Affixe) optimal, während mit modifikatorischen Verfahren (Umlaut, Ablaut) und besonders Nullprozessen die Ikonizität stark abnimmt. Kontraikonisch sind schließlich subtraktive Prozesse (s. den merkmallosen Plural *Eltern* vs. den merkmalhaften Singular *Elternteil*). Solche Formen sind insgesamt markiert. Langfristig sollten sie zu vermehrter Natürlichkeit in Form von Markiertheitsabbau tendieren.

• **Uniformität:** Das Uniformitätsprinzip sieht eine 1:1-Relation zwischen Funktion (Inhalt) und Form (Ausdruck) vor („one function, one form“), d.h. die Abwesenheit von Allomorphik. So verstößt die deutsche Substantivpluralisierung mithilfe von neun Allomorphen¹ weitaus stärker gegen das Uniformitätsgebot als die englische Pluralbildung mittels *-(e)s*, dessen wenige Allomorphe überdies phonologisch motivierten Distributionsregeln folgen und damit vorhersagbar sind im Gegensatz zu den deutschen Pluralmorphemen (vgl. etwa nhd. *der Hund* → *die Hunde*, *der Grund* → *die Gründe*, *der Mund* → *die Münder*).

• **Transparenz:** Das Transparenzprinzip

¹ Hierbei handelt es sich nur um die geläufigsten Allomorphe, d.h. singuläre Verfahren wie *Atlas - Atlanten* wurden nicht berücksichtigt.

sieht umgekehrt auch die 1:1-Relation zwischen Form und Funktion vor (Monofunktionalität: „one form, one function“), d.h. homophone Morphe sollten möglichst selten vorkommen bzw. zum Abbau tendieren. Betrachtet man die Polyfunktionalität von nhd. Flexiven wie *-en* oder *-e*, erweist sich das Deutsche in dieser Hinsicht wieder als wenig natürlich.

Aus dem optimalen Kodierungsverfahren der Affigierung folgt, daß Flexionsformen möglichst gut segmentierbar sein sollten.

Tatsächlich sorgt der vielbegangene und reich dokumentierte Übertritt starker Verben zu den schwachen für Markiertheitsabbau bzw. Zunahme an Natürlichkeit: Das modulatorische Verfahren von Um- und Ablaut (*bäckt*, *buk*) wird beseitigt (hier: *bäckt* → *backet*) und im Fall des Präteritums *buk* in suffigierendes *back-t-e* überführt. Es entsteht verstärkte Segmentierbarkeit und Uniformität (stabile Wurzel, Dentalsuffix, Personalflexiv). Die bisherige Kontraikonik zwischen 1./3.Sg. Präsens und Präteritum (längeres *backel/bäckt* vs. kürzeres *buk*) wird beseitigt (kürzeres *backel/backet* vs. längeres *backte*), und die morphologische Durchsichtigkeit in Form einer segmental-additiven Informationsabfolge nimmt zu. Nicht umsonst bilden die schwachen Verben die einzige produktive Verbklassse im Deutschen; ihre Mitgliederzahl ist ungleich höher (ca. 4000) als die der starken bzw. unregelmäßigen Verben (169 gemäß Augst 1975).

Mittlerweile hat die Natürlichkeitstheorie Erweiterungen erfahren, etwa einzelsprachlich gebundene sog. systemdefinierende Eigenschaften, die den drei genannten universellen Prinzipien übergeordnet sind, sich also im Konfliktfall durchsetzen (s. Wurzel 1984, Bittner 1996). So sieht das Deutsche die Existenz unterschiedlicher Flexionsklassen vor, wengleich sich die starken Verben als eine instabile und damit langfristig zum Abbau vorprogrammierte Klasse erweist. Weitere

Natürlichkeitsprinzipien formuliert Dressler 1985 und 1988 mit der typologischen Adäquatheit, der optimalen Wortlänge und der Indexikalität. Was die Natürlichkeitstheorie jedoch nicht vorsieht, ist die Existenz² und noch viel weniger die Entstehung von Irregularität bzw. gar von Suppletion. Da die meisten Fälle von Irregularität/Suppletion „erbt“ sind, ihre Entstehung also bereits in vorschriftliche Zeiten (das Germ./Idg.) fällt (z.B. ‚sein‘ in allen germanischen Sprachen) und deren Abbau mehr oder weniger als eine Frage der Zeit betrachtet wird, soll in diesem Beitrag das Augenmerk auf Fälle beobachtbarer Irregularisierungen im Verbalbereich gerichtet werden, die nicht auf Natürlichkeitskonflikte mit anderen Ebenen (Phonologie/Morphologie/Pragmatik etc.) zurückzuführen sind.

2. Irregularisierungen in den Verbalssystemen germanischer Sprachen

In allen germanischen Sprachen gehören ‚sein‘, ‚tun‘, ‚gehen‘ und ‚stehen‘ zum höchst irregulären Kernbestand, der überwiegend auf vorschriftliche Zeit zurückgeht. Diese Verben werden hier nicht behandelt, da sich die Entstehung ihrer Irregularisierung weitgehend unserer Kenntnis entzieht. Viel interessanter sind dagegen solche Verben, die z.B. im Ahd. noch in eine der sieben klar voneinander abgegrenzten Ablautklassen integriert waren oder sogar schwach flektierten und die heute verstärkte Irregularität, oft in Gestalt singulären morphologischen Verhaltens, an den Tag legen. So etwa sollte sich nhd. *werden* wie *werfen* (*warf-geworfen*), *helfen* (*half-geholfen*) etc. verhalten und seine Präteritalform mit **ward* bilden. Tatsächlich existierendes, vom

² Dressler 1985 betrachtet hohe Gebrauchsfrequenz bereits suppletiver Formen zumindest als regularisierungshemmend. Bittner 1996 stellt eine sog. Suppletionsdomäne auf, innerhalb derer er andere Natürlichkeitsprinzipien walten sieht. Doch definiert sich diese Domäne, die kognitiv-semantic begründet sein soll und äußerst heterogene Einheiten umfaßt, in nicht zufriedenstellender Weise. Zu Näherem s. Nübling 1998.

Typ her singuläres *wurde* bezieht seinen Wurzelvokal ausnahmsweise aus der Generalisierung der 3. (statt sonst regulär der zweiten) Ablautstufe des Mittelhochdeutschen (*werden - wart - wurden - geworden*), und das bei starken Verben untypische Auslaut-*e* in *wurde* bildet das letzte Relikt eines im Frühneuhochdeutschen stark zunehmenden, doch schließlich wieder rückgängig gemachten sog. epithetischen *e*, das zeitweilig die Hälfte der starken Verben erfaßt hatte (frühnhd. *ich fande, ich ritte* etc.; zu Näherem s. Imsiepen 1983). Auch die ausnahmsweise schwach gebildete Imperativform *werde!* differiert vom regulären Flexionsmuster, die Hebung und Endungslosigkeit erwarten läßt (vgl. *wirf! hilf!*). Schließlich weicht auch das Partizip Perfekt in Passivsätzen wie *sie ist gesehen worden* von den sonst immer mit *ge-* präfigierten Partizipien ab. Auffälligerweise ist dieses Verb nicht nur im Deutschen, sondern in fast sämtlichen germanischen Sprachen irregulär, selbst dann, wenn es auf einem anderen Verb als germ. **werp* - basiert (s. etwa lux. *gin*, ndl. *zullen*, fries. *sille*, engl. *shall*/*ll*, isl. *munu*). Während jedoch alle nhd. ‚werden‘ entsprechenden Verben - ob sie nun auf germ. **werp*-basieren oder nicht - bereits ein beträchtliches Maß an Unregelmäßigkeit mitbringen, indem sie auf ohnehin differenzierte starke oder gar präteritopräsentische Verben zurückgehen, liefern die germanischen Sprachen interessante Beispiele für einst regulär-schwache Verben, die diese stabilste und natürlichste aller Klassen verlassen haben, um sich entweder unregelmäßig(er) Verben anzugleichen oder gar um sich völlig zu isolieren. Hierzu gehören ‚sagen‘, ‚machen‘ und ganz besonders ‚haben‘, welches sich in keiner einzigen germanischen Sprache regelkonform entwickelt hat, obwohl natürlich wie bei den anderen schwachen Verben die Möglichkeit dazu bestanden hätte. Im folgenden soll ‚haben‘ anhand von elf Sprachen (Neuhochdeutsch, Luxemburgisch, Niederländisch, (West-)Friesisch, Englisch, Dänisch, Schwedisch, Norwegisch (Bokmål/Nynorsk), Färö-

isch, Isländisch) und einem deutschen Dialekt, dem Alemannischen, in seinem Irregularisierungsprozeß näher analysiert werden. Aus Platzgründen muß auf eine Auflistung der Einzelparadigmen verzichtet werden (eingehend hierzu s. Nübling 1998).

3. ‚haben‘ in den germanischen Sprachen

Im Neuhochdeutschen alterniert im Paradigma von *haben* auf singuläre Weise eine längere *hab-* ([ha:b]-) mit einer kürzeren *ha-* ([ha])-Wurzel. Im Präsens sind diese beiden „Allo-Stämme“ wechselflexionsartig, d.h. strukturell analog zu starkem *fallen*, distribuiert: *ich habe* vs. *du hast/sie hat* vs. Pl. *hab-*. Im Präteritum und im Konjunktiv II kommt ausschließlich kurzes *ha-* (*hatte, hätte*) vor. Der Konjunktiv II *hätte* zeichnet sich außerdem durch nichtlautgesetzlichen Umlaut aus, da schwache Verben nie ~~Umlaut~~ umlautbewirkende Konjunktivflexive enthielten. Hier liegt eine analogische Annäherung an die starken Verben vor. Diese heute leicht suppletiven, da singulären Verhältnisse sind über die im Frühnhd. vollzogene Mischung zweier im Mittelhochdeutschen jeweils noch kompletter Paradigmen entstanden, nämlich von lautgesetzlich normal entwickeltem *haben* und gekürztem, irregularisiertem *hân*³. Während mhd. *haben* die alte Vollverbsemantik ‚haben, besitzen‘ bewahrte, ging mit der formalen Reduktion zu *hân* auch eine semantische Reduktion zu auxiliärem ‚haben‘ als Hilfsverb zur Perfektbildung einher. Diese mhd. Paradigmenpaltung wurde nun im Frühnhd. zugunsten der Schaffung eines einzigen, doch „dafür“ schwach suppletiven Paradigmas aufgegeben, das nun wieder beide Bedeutungen bzw. Funktionen versieht (s. Figur 1). Im gesprochenen Deutsch vollzie-

³ Dieses Kurzverb hat sich im Präsens den beiden Wurzelverben *gân* ‚gehen‘ und *stân* ‚stehen‘ angeschlossen.

hen sich weitere Reduktionen und Irregularisierungen: Zum einen wird auch in den *hab-* Formen der Langvokal [a:] zu [a] gekürzt (z.B. *gehabt* [gə'hapt]), zum anderen kontrahiert zweisilbiges *haben* zu einsilbigem *ham* [ham]. Solche Kontraktionen sind bei einem Vergleichsverb wie *graben* (> **gram*) vollkommen ausgeschlossen, selbst bei sehr informellem Sprechen. Neben dieser formalen Kürzung verringern sich auch Uniformität und Transparenz: Würde man diese Form als *ha-m* segmentieren, gelangte man zu einem bisher nicht existenten Allomorph-*m* für die Personalendung der 1. und 3. Person Plural.⁴ Nahe-liegender ist es, hier ein unanalysierbares Portmanteaumorph zu sehen, was jedoch das Inventar an Allomorphen vergrößert. Schon hier offenbart sich eine Dualität von Kürze und Irregularität.

Das Alemannische ist über ganz andere Wege zu einer ähnlich drastischen Irregularisierungs- und Kürzungsbilanz gelangt: Hier wurde jedoch ausschließlich das mhd. Kurzformparadigma von *hân* fortgesetzt. Im Präsens hat sich eine Art Wechselflexion, wie sie für das heutige Alemannische gerade nicht gilt, herausgebildet: *ich hā, du besch, er het*, Pl.: *händ*. Die 2. und 3. Sg. (*besch, het*) hebt sich durch Primärumlaut vom Restparadigma ab, während der Umlaut im Einheitsplural *händ* auf eine spätere, morphologisch motivierte Umlautung zurückgeht. Der Konjunktiv weist wie im Deutschen nichtlautgesetzlichen Umlaut auf (*hätti*). Das Partizip Perfekt schließlich wird stark gebildet (*ghā* ‚gehabt‘ < mhd. *gehân*) - auch dies eine Annäherung an die starken Verben. Eine Berücksichtigung des Präteritums erübrigt sich in Anbetracht des oberdeutschen Präteritumschwunds.

⁴ Eigenen Beobachtungen zufolge sind diese beiden finiten Formen eher von dieser Kontraktion betroffen als der Infinitiv, was frequenzuelle Gründe haben dürfte (Infinitive kommen deutlich seltener vor als die beiden finiten Formen).

Figur 1: Mhd. *haben/hân* und deren Fortsetzungen im Alemannischen (Basel), im Neuhochdeutschen und im gesprochenen Deutsch

	Alem.	Nhd.	Ugs.
Infinitiv:	<i>hā</i>	<i>hāben</i>	<i>ham</i>
Präsens:			
Sg. 1	<i>hā</i>	<i>hābe</i>	<i>hap</i>
Sg. 2	<i>həs̄sch</i>	<i>hast</i>	<i>hast</i>
Sg. 3	<i>hət</i>	<i>hat</i>	<i>hat</i>
Pl. 1	<i>hānd</i>	<i>hāben</i>	<i>ham</i>
Pl. 2	<i>hānd</i>	<i>hābt</i>	<i>hapt</i>
Pl. 3	<i>hānd</i>	<i>hāben</i>	<i>ham</i>
Imperativ			
Sg.	<i>hēb/haig!</i>	<i>hāb!</i>	<i>hap!</i>
Pl.	<i>hānd!</i>	<i>hābt!</i>	<i>hapt!</i>
Präteritum:			
---	---	<i>hatt-</i>	<i>hatt-</i>
Part. Perf.:	<i>ghā</i>	<i>gehābt</i>	<i>gehapt</i>
Konj. I:	<i>heig-</i>	<i>hāb-</i>	---
Konj. II:	<i>hätt(-)</i>	<i>hätt-</i>	<i>hätt-</i>

Anm.: Vokallänge wird über einen Querstrich angezeigt; die Aussprache des gesprochenen Deutsch (Ugs. = Umgangssprache) wird nur grob transkribiert.

Das Luxemburgische hat mit *hun* (wie das Alemannische mit *hā*) auf die Fortsetzung des mhd. Kurzformparadigmas gesetzt bei späterer, ähnlich starker und auch strukturell ähnlicher Differenzierung: Mit *hun, hues, buet* [hʊn, huəs, huət] verfügt es im Präsens Singular über (analogische!) Wechselflexion. Der Präsens Plural lautet *hun, huet, hun*. Davon divergiert der Präteritalstamm *hat-* [ha:t]- mit ablautähnlichem Vokalwechsel. Dieser temporale Vokalwechsel ist über die unterschiedliche Entwicklung von kurzem *a* im Präsens versus langem *a* im Präteritum entstanden und basiert selbst auf Lautgesetzlichkeit. Doch resultiert die Kürze des *a* im Präsens aus irregulärer

Reduktion. Abgesehen von diesen singulären Entwicklungen ist schon das Vorhandensein eines Präteritums an sich bemerkenswert, da dieses überhaupt nur noch bei etwa 10-20 Verben gebräuchlich ist. Neben dem auch im Luxemburgischen irregulär umlautenden Konj. II *hätt-* ist besonders der Imperativ *hieft* ‚hab!‘ und *hieft* ‚habt‘ bemerkenswert, da einzig hier der alte Wurzelauslaut bewahrt wurde.

Das Niederländische zeichnet sich prinzipiell durch vergleichsweise wenige irreguläre Verben aus. Umso schwerer fallen die Abweichungen von *hebben* ins Gewicht. Das niederländische Verb weist üblicherweise Synkretismus zwischen der 2. und 3. Sg. Präsens auf - mit Ausnahme von *hebben* (und *zijn*

,sein‘): *jij heb-t* [hept] ‚du hast‘ vs. *hij/zij heeft* [he:ft] ‚er/sie hat‘; hier bestehen also Wurzelallomorphe. Die ältere Form *heeft* hat sich dem paradigmatischen analogischen Ausgleich nach der 2. Sg. widersetzt. Ergebnis ist eine sog. Überdifferenzierung, d.h. es werden bei *hebben* mehr Formen im Paradigma unterschieden als sonst im Niederländischen üblich. Auch das Präteritum weicht erheblich vom schwachen Muster ab, indem hier *a*-haltige, also vokalalternierende Formen auftreten: Einheits-Präteritum Sg. *had*; Einheits-Präteritum Pl. *hadden*. Es handelt sich hierbei nicht um echten Ablaut, sondern um den einzigen Fall bewahrten Rückumlauts im Niederländischen. Die Umlautformen des Präsens bilden die lautgesetzliche Fortsetzung von germ. **habj-an-*. Das Präteritum hat nie über Umlaut verfügt (sog. Rückumlaut). Indem dieser Vokalwechsel bei sämtlichen anderen Rückumlautverben ausgeglichen wurde - das Niederländische verfügt nicht einmal mehr über eine Restgruppe wie nhd. *kennen, brennen* etc. -, ist *hebben* synchron zu einem starken Verb geworden. Diese „Stärke“ wird zusätzlich durch die Einsilbigkeit der Prät. Sg.-Form *had* gestützt: Lautgesetzlich entwickelt wäre **hadde* zu erwarten, so wie alle schwachen Präterita zweisilbig sind (vgl. *hoorde* ‚hörte‘). Doch hat sich - in Anlehnung an die starken Verben (vgl. z.B. *zong* ‚sang‘) - mndl. *hadde* als einziges schwaches Verb auf dem Weg zum modernen Niederländisch der Sg.-Endung *-e* entledigt. Dagegen korrespondiert der zweisilbige Präteritum Pl. *hadden* mit genereller Zweisilbigkeit sowohl bei den starken wie auch bei den schwachen Verben (z.B. *zongen* ‚sangen‘ (stark) bzw. *hoorden* ‚hörten‘ (schwach)). Hier also konnte bei

hadden eine (irreguläre) Apokope unterbleiben. Schließlich zeichnet sich das gesamte Präteritum - wie auch im Neuhochdeutschen, Alemannischen und Luxemburgischen - durch (nichtlautgesetzlichen) Schwund des Wurzelauslauts *-f-* aus.

Noch stärker als das Niederländische hat das Friesische reduziert und gleichzeitig irregularisiert. Im Friesischen stellt sich vor allem die Frage nach der Norm, was hier jedoch nicht vertieft werden soll. Tiersma 1985 und Sjölin 1969 zufolge sind die Hauptformen wie folgt: Im Infinitiv und im Einheitsplural Präsens *ha* [ha:] oder auch *hawwe* [ˈhavə], im Präsens Singular *ha(w)*, *ha-st*, *ha-zj* im Präteritum lautet die Wurzel *hie(-)* [hiə], das Partizip Perfekt *hân* [hɔ:n]. Zum einen ist also - bis auf Einzelrelikte - der Wurzelauslaut wieder fast durchgehend geschwunden, was zu Kontraktion und tendenzieller Einsilbigkeit geführt hat. Besonders spektakuläre Entwicklungen hat das Präteritum vollzogen, indem es sich des im Altfrisischen noch vorhandenen Dentialsuffixes entledigt und einer kleinen, irregulären Verbgruppe mit extrem hohen Gebrauchsfrequenzen angeschlossen hat: altfries. *hadel/hede* → neufries. *hie*. Konkretes Vorbild für diese seltsame Analogie war vermutlich *dwaan* ‚tun‘ oder *wêze* ‚sein‘. Figur 2 listet diese interessante Kleingruppe mit den durchweg *ie*-haltigen Präterita auf:

Figur 2: Analogien im Präteritum friesischer Verben

Nr.	Infinitiv	Prät. Sg.	Prät. Pl.
(1)	<i>gean</i> ‚gehen‘	<i>gie</i>	<i>giene(n)</i>
(2)	<i>stean</i> ‚stehen‘	<i>stie</i>	<i>stiene(n)</i>
(3)	<i>dwaan</i> ‚tun‘	<i>die</i>	<i>diene(n)</i>
(4)	<i>wêze</i> ‚sein‘	<i>wie</i>	<i>wiene(n)</i>
(5)	<i>ha</i> ‚haben‘	<i>hie</i>	<i>hiene(n)</i>

Damit hat sich einst schwaches *ha(wve)* vollständig den starken bzw. genauer den unregelmäßigen Verben von der Tabelle in Fig. 1 angeschlossen. Für diese „unnatürliche“ Analogie spricht auch das starke Perfektpartizip *hân* ‚gehabt‘ mit Nasalsuffix.

Mit dem Englischen kommen wir zu einer in vielerlei Hinsicht außergewöhnlichen Sprache. Es hat sein Paradigma in selbständige und enklitische Formen aufgespalten: einerseits *have*, *has* und *had* (alle mit Kurzmonophthong [æ]), andererseits *’ve*, *’s* und *’d*. Schon die Vollformen zeichnen sich durch kräftige, irreguläre Reduktionen aus, indem der Wurzelauslaut *-v-* zum Teil geschwunden ist (*has*, *had*) und indem der Wurzelvokal monophthongiert und reduziert wurde. Die Orthographie impliziert bei <have> noch die Aussprache mit *[ei], d.h. *have* setzt sich über die geltenden Graphem-Phonem-Korrespondenzen hinweg. Der Kontrast wird mit Blick auf regulär entwickeltes *behave* ‚sich verhalten‘ besonders deutlich. Innerhalb der germanischen Sprachen einmalig sind die enklitisch gebundenen, asyllabischen Minimalformen *’ve* [v], *’s* und *’d*, die ausschließlich auxiliar verwendet werden. Durch den Schwund gerade der gemeinsamen Wurzel und Basis *ha-* blieben die einstigen Flexive übrig. Damit sind auf einen Schlag durchweg stark suppletive und nicht weiter segmentierbare Portman-teau-Morphe entstanden und gleichzeitig ein Höchstmaß an „Unnatürlichkeit“ bzw. Markiertheit. Allein schon die Tatsache, daß Verben klitisieren und sich ihrem vorangehenden Subjektpronomen unterordnen - und nicht umgekehrt -, ist äußerst ungewöhnlich. Im Englischen sind von dieser Verbklitisierung auch die drei Auxiliare *be*, *will* und *shall* betroffen. Wie Krug 1994 dokumentiert, kommt den klitischen Formen meist weitaus höhere Gebrauchsfrequenz zu als den zugrundeliegenden Vollformen.

Mit dem Dänischen kommen wir nun zu den nordgermanischen Sprachen. Es zeichnet sich wie alle festlandskandinavischen Sprachen durch stark vereinfachte Verbalflexivik

aus. Speziell das Dänische ist bekannt für die starke Diskrepanz zwischen Schreibung und Lautung. Dies betrifft frequente Wörter in besonderem Maße, und zu diesen gehört *have* [hæ^(v)]. Die Zuordnung <have> → [hæ^(v)] ist selbst im Dänischen singular, hochgradig usureguliert und muß als Ausnahme extra erlernt werden. Damit sind (wie schon fürs Englische festgestellt) auch auf der orthographischen Ebene Irregularitäten zu verzeichnen. Dagegen ist das Einheits-Präsens *har* [ha^(v)] auch graphisch kurz, während das Präteritum *havde* nur phonologisch reduziert ist: [hæ(:)ðə]. Einzig im Supinum *haft* [haft] ist phonisch wie graphisch der alte Wurzelauslaut bewahrt. Dieser Erhalt sorgt, gesamtparadigmatisch gesehen, für starke Irregularität, da alle anderen (phonischen) Formen den Wurzelauslaut eliminiert haben. Nur die Graphie bewahrt weitgehend Morphemkonstanz.

Im Schwedischen ist die Phonem-Graphem-Zuordnung viel strenger geregelt und eher nach einer 1:1-Relation strukturiert als im Dänischen: schwed. *ha* [ha(:)] (Inf.), *har* [ha:r] (Präs.), *hade* [ˈhad:e] und *haft* [haft] (Sup.). Irregularitäten bestehen hier in der singularen Schreibung der Präteritalform mit nur einem statt üblicherweise zwei <dd> (s. *bodde* ‚wohnte‘), in dem Erhalt von altem *fin* *haft*, was das Paradigma (wie im Dänischen) auf singular Weise „heterogenisiert“ - kein anderes Verb folgt einem solchen Muster -, und schließlich ist der totale syntaktische Schwund von finitem *har* und *hade* vor allem in subordinierten Nebensätzen besonders bemerkenswert, weil von dieser Ellipse kein anderes Verb betroffen ist: *han sa, att han* (Ø) *varit sjuk* (statt ... *hade varit sjuk*).

Im Norwegischen - und hier verhalten sich Bokmål und Nynorsk gleich - ist *ha* auch extrem reduziert. Hier sind jedoch weniger Irregularitäten als im Schwedischen zu verzeichnen, denn das Präteritum schreibt sich im Norwegischen regelkonform <hadde>. Darüber hinaus ist auch das Supinum *hatt* ohne Wurzelauslaut, d.h. einstiges *-v-* bzw. *-f-* ist konsequent - wenn auch ohne lautgesetz-

ist konsequent - wenn auch ohne lautgesetzliche Basis - geschwunden. Einzig der desonorisierte Auslaut *-tt* [t(:)] in *hatt* divergiert von der kleinen, schwachen Flexionsklasse, in die *ha* übergetreten ist (regulär wäre **hadd-* vgl. z.B. *bodd* ‚gewohnt‘). Die Auxiliarellipse ist weitaus seltener als im Schwedischen.

Ein hochdifferenziertes Paradigma hat das Färöische bei *hava* entwickelt. Zum einen zeichnet es sich durch „stabile Klasseninstabilität“ aus, d.h. dieses Verb schwankt schon seit altnordischer Zeit zwischen der schwachen *ja-* und *z-*Klasse. Letzterer entstammen der Infinitiv und Einheitsplural Präsens *hava* [ˈheava], die 1.Sg.Präs. *havi* [ˈheavi], der Konjunktiv *havi*, die Imperative *hav/havid* und das Supinum *havt*, während die 2./3.Sg.Präs. der *ja-*Klasse folgen: *hevur* [ˈhe:vur] (regulär wäre **havir*). Extreme Differenzierungen hat das Präteritum erfahren, indem es zwischen Einheitssingular und -plural eine regelrechte Spaltung vollzogen hat, die jedoch durch die (morphologisch orientierte) Orthographie weitgehend verdeckt wird: *hevdi* [ˈheiju] (Sg.) und *hovdu* [ˈhœd:v] (Pl.). Reduktive und gleichzeitig irreguläre Prozesse (die hier nicht näher betrachtet werden können) haben dazu geführt, daß nur noch der Anlaut [h]- als kleinster gemeinsamer Nenner übriggeblieben ist. Ähnliches hat sich im Präteritum von *siga* ‚sagen‘ und *leggja* ‚legen‘ vollzogen, womit sich hier eine irreguläre Kleinstgruppe etabliert hat.

Auch das Isländische hat sich bei *hafa* für stabile Instabilität entschieden, wobei die Zäsuren anders liegen als im Färöischen. Im Isländischen ist es der gesamte Präsens Sg., der mit *hef*, *hefur*, *hefur* von der 3. schwachen Klasse abweicht (und der 1. Klasse entspricht). Dann enthält der Konjunktiv II - ähnlich wie *hätte* im Deutschen - irregulären *i*-Umlaut: *hefði* statt regulär **hafði*. Schließlich divergiert das Supinum *haft* durch das Fehlen des Themavokals von sämtlichen anderen Verben. Damit hat sich isl. *hafa* isoliert, wobei - bis auf *haft* - keine besonderen Kürzen zu verzeichnen sind.

4. Morphologische Prozesse im Hochfrequenzbereich

Die beschriebenen Prozesse beschränken sich nicht auf das Hilfsverb ‚haben‘, sondern gelten prinzipiell auch für andere hochfrequente Verben wie ‚sagen‘, ‚machen/tun‘, ‚sein‘, ‚geben‘, ‚nehmen‘, ‚werden‘, ‚gehen‘ etc. Auxiliariät fördert diese Irregularisierungs- und Reduktionsprozesse nur insofern, als sie erhöhte Tokenfrequenz bewirkt - und diese bildet das eigentliche Movens. Zur Illustrierung dieser Zusammenhänge eignet sich ‚haben‘ deshalb besonders, weil seine Auxiliarisierung und sein dadurch verursachter Frequenzanstieg erst vor etwa 1000 Jahren begonnen hat. Außerdem entstammt ‚haben‘ den regelmäßigen Verben, d.h. es hatte einen viel „längeren“ Irregularisierungsweg zurückzulegen als die ohnehin sehr differenzierten starken oder präteritopräsentischen Verben.

Welche sind nun die morphologischen Prinzipien, die sich unter höchster Tokenfrequenz realisieren?

Ausdrucks-kürze: Die meisten Veränderungen in den Paradigmen von ‚haben‘ sind mit z.T. drastischen Reduktionen verbunden. Besonders oft - und dies gilt auch für andere frequente Verben - schwindet der wurzelfinale Konsonant (z.B. nhd. *ha-st* statt regulär **hab-st*). Oft sind sogar syllabische Reduktionen zu verzeichnen, s. etwa die Kontraktion von nhd. *haben* → *ham*, nld. *hadde* → *had* ‚hatte‘, fries. *hede* → *hie* ‚hatte‘, schwed. *hava* → *ha*. Die Pfeile zeigen an, daß hier keine Lautgesetzlichkeit vorliegt.

Auch auf anderen Ebenen sind reduktive Phänomene zu konstatieren, im Fall des Schwedischen (und Englischen) etwa auf der orthographischen (vgl. schwed. <hade> statt regulär **<hadde>*) und sogar auf der syntaktischen (vgl. die Auslassung von finitem *ha* im schwed. Nebensatz).

Irregularisierung bzw. (Über-)Differenzierung: Ausnahmslos jede germanische Sprache hat bei ‚haben‘ stark irregularisiert - sei es, daß

die dargestellten Reduktionen irregulärer Natur sind, sei es, daß das Paradigma selbst heterogener wurde. Dabei hat ‚haben‘ nie einen regelrechten Klassenwechsel etwa zu den starken Verben oder zu irregulären Kleingruppen vollzogen, sondern es hat sich entweder analogisch partiell an besonders irregulär-singuläre, also gerade klassenungebundene Verben angelehnt (altfries. *hede* → *hie*), oder es hat eigene Wege eingeschlagen und sich damit von sämtlichen anderen Verben isoliert. In manchen Fällen ist auf diese Weise sogar (schwache) Suppletion entstanden (z.B. im Nhd. und im Alemannischen). Daß über Analogie Irregularität geschaffen wird, erscheint paradox, denn bisher wurde Analogie ausschließlich als Mittel zur Homogenisierung bzw. Regularisierung „zerrütteter“ Paradigmen betrachtet. In unserem Fall handelt es sich jedoch um „Differenzierungsanalogie“.

Mit dem Terminus Differenzierung ist nun das genannt, was die Irregularisierung „bezweckt“. Irregularität selbst ist ein Negativbegriff, der die Abwesenheit eigentlich erwünschter Regularität impliziert. Der eigentliche Sinn von Unregelmäßigkeit besteht jedoch nicht im Regelverstoß, sondern in der erhöhten Differenzierung und Distinktivität der Einzelformen im Paradigma. Distinktivität wiederum ist als Schutz vor Formenzusammenfall (Synkretismus) zu sehen, der bei den anhand von ‚haben‘ beschriebenen drastischen Reduktionen eigentlich eintreten müßte. Dies ist jedoch in keinem Fall geschehen – im Gegenteil: Trotz stark reduktiver Prozesse ist der formale Abstand zwischen den Formen sogar eher noch größer als bei vergleichbaren schwachen Verben (s. die Fälle von Überdifferenzierung). Extrembeispiel für dieses scheinbare Paradox von minimalem Ausdruck bei maximaler Distinktivität sind die stark suppletiven Enklitika von engl. *have*: ‚ve, ‚s, ‚d.

Komprimierung bis hin zur Auflösung interner morphologischer Grenzen: Folge der ausdrucksseitigen Reduktionen sind auch Komprimierungen auf morphologischer Ebene,

d.h. die Morphe rücken näher aneinander. In vielen Fällen kommt es auch zur Überlagerung von Informationen (s. die sekundären Vokalwechsel) oder gar zu Auflösungserscheinungen, d.h. die Formen verlieren an Segmentierbarkeit; sie werden amorph. So etwa ist schwer entscheidbar, ob ugs. *ham* noch in *ha-m* segmentierbar ist (mit dem Resultat eines singulären Flexivs *-m*) oder ob hier nicht besser ein unsegmentierbares, amorphes Portmanteaumorph anzusetzen ist.

Vorverlagerung von (oft auch minderrelevanten) Kategorien: Es fällt auf, daß es nicht nur zu gleichmäßigen morphologischen Komprimierungen kommt, sondern daß sich die Informationsstruktur des Wortes insofern verlagert, als sie sich asymmetrisch auf den Anfang des Wortes konzentriert. Die im Alemannischen singuläre Wechsellexion in *hā*, nämlich *besch*, *het* ‚hast, hat‘, bewirkt eine Vorverlagerung der 2. bzw. 3. Person Sg. in den Wurzelvokal; ebensolches betrifft die 2./3. Sg. Präsens *hevvur* und die Präteritalformen *hevdi* [ˈheiji] (Sg.) und *høvdu* [ˈhød:u] (Pl.) im Färöischen; im Friesischen ist durch die analogische Übernahme des Ablauts in *hie* ‚hatte‘ (aus altfries. *hede* mit Dentalsuffix) die Tempusinformation vom Dentalsuffix nach vorne in die Wurzel transportiert worden. Interessanterweise sind hiervon nicht nur die (nach Bybee 1985) für die Verbsemantik relevanten Tempus- und Modusinformationen betroffen, sondern auch minderrelevante, normalerweise suffigierend (und/oder syntaktisch) realisierte Kategorien wie Person und Numerus. Im Extremfall werden sogar üblicherweise syntaktisch symbolisierte Kategorien morphologisch ins Verb integriert. Dies gilt bezüglich des Ausdrucks von Negation für einige extrem frequente Verben im Englischen: *do* [du:] vs. *don't* [dəʊnt], *will* [wɪl] vs. *won't* [wəʊnt], *shall* [ʃæl] vs. *shan't* [ʃɑ:nt]. Die dabei zu beobachtenden qualitativ-modulatorischen Veränderungen erfüllen gleichzeitig das Kürzegebot.

5. Fazit

Anhand der diachronen Entwicklung von ehemals schwachem ‚haben‘ in allen germanischen Sprachen konnte exemplarisch gezeigt werden, daß unter Hochfrequenz die üblichen Analogie- und Natürlichkeitsprinzipien (konstruktioneller Ikonismus, Uniformität, Transparenz) nicht nur aus den Angeln gehoben, sondern in ihr Gegenteil verkehrt werden. Hochfrequente Verben tendieren zu morphologischem (und auch anderweitigem) Nonkonformismus, der sich auf vielfältige Weise manifestiert. Allen Sprachen gemeinsam sind starke Reduktions- und vor allem Irregularisierungserscheinungen, die gerade nicht auf die destruktive Wirkung phonologischer Prozesse zurückzuführen sind, sondern über morphologische Prozesse herbeigeführt werden. Die jeweiligen Wege dorthin divergieren stark. Zentral ist die Einsicht, daß Irregularität vermehrte Distinktivität zwischen den Einzelformen schafft, was wiederum weitergehende Reduktionen ohne Homophoniegefahr ermöglicht. Paradoxerweise tendieren hochfrequente Verben eher zu Überdifferenzierungen als solche mit Normal- und Niedrigfrequenz. Des Weiteren neigen sie zu amorphen Strukturen und zur Konzentration der Kategorien in den Wortbeginn; dies betrifft auch weniger relevante Informationen bzw. sogar solche, die üblicherweise nur syntaktisch realisiert werden.



Dr. Damaris Nübling

6. Literatur

- Augst, Gerhard (1975): *Wie stark sind die starken Verben? Überlegungen zur Subklassifikation der nhd. Verben*. In: Augst, Gerhard (ed.): *Untersuchungen zum Morpheminventar der deutschen Gegenwartssprache*. Tübingen, 231-281.
- Bittner, Andreas (1996): *Starke, ‚schwache‘ Verben und schwache, ‚starke‘ Verben. Deutsche Verbflexion und Natürlichkeit*. Studien zur deutschen Grammatik 51. Tübingen.
- Bybee, Joan L. (1985): *Morphology. A study of the relation between meaning and form*. Amsterdam.
- Dressler, Wolfgang U. (1985): *Sur le statut de la suppléance dans la morphologie nature elle*. In: *Langages* 78, S. 41-56.
- Dressler, Wolfgang U. (1988): *Zur Bedeutung der Sprachtypologie in der natürlichen Morphologie*. In: Albrecht, J. et al. (eds.): *Energie und Ergon. Studia in honorem Eugenio Coseriu*. Bd. III. Tübingen, 199-208.
- DUDEN-Grammatik der deutschen Gegenwartssprache. Duden Bd. 4. Dudenverlag Mannheim 1995.
- Hunnius, Klaus (1989): *Wie schwierig sind die unregelmäßigen Verben? Morphologische Unregelmäßigkeit aus struktureller und funktionaler Sicht*. In: *RJ* 40:44-59.
- Imsiepen, Ulrike (1983): *Die e-Epithese bei starken Verben im Deutschen*. In: Best, Karl-Heinz, Kohlhasse, Jörg (ed.): *Exakte Sprachwandelforschung. Theoretische Beiträge, statistische Analysen und Arbeitsberichte*. Göttingen, 119-141.
- Krug, Manfred (1994): *Contractions in spoken and written English: a corpus-based study of brachychronic language change*. [Magisterarbeit an der Universität Freiburg]
- Lockwood, W.B. (1977): *An Introduction to Modern Faroese*. Tórshavn.
- Nübling, Damaris (1998): *Prinzipien und Funktionen von Reduktion und Irregularisierung. Eine kontrastive Studie von zehn (Kurz-)Verben in zehn germanischen Sprachen*. Habilitationsschrift. Freiburg.
- Sjölin, Bo (1969): *Einführung in das Friesische*. Stuttgart.
- Tiersma, Pieter Meijes (1985): *Frisian Reference Grammar*. Dordrecht.
- Werner, Otmar (1987a): *The aim of morphological change is a good mixture e - not a uniform language type*. In: Giacalone Ramat, Anna et al. (eds.): *Papers from the 7th International Conference on Historical Linguistics*. Amsterdam, 591-616.
- ders. (1987b): *Natürlichkeit und Nutzen morphologischer Irregularität*. In: Boretzky, Norbert et al. (eds.): *Beiträge zum 3. Essener Kolloquium über Sprachwandel und seine bestimmenden Faktoren*. Bochum, 289-316.
- ders. (1989): *Sprachökonomie und Natürlichkeit im Bereich der Morphologie*. In: *ZPSK* 42, 1, 34-47.
- Wurzel, Wolfgang Ullrich (1984): *Flexionsmorphologie und Natürlichkeit*. *Studia grammatica* XXI. Berlin.
- ders. (1994): *Skizze der natürlichen Morphologie*. In: *Papiere zur Linguistik* 50, Heft 1, 23-50.